

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 46.

Mittwoch, 24. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Strideberg.

Nachdruck verboten.

„Solange man eine nützliche Stelle im Leben auszufüllen hat, ist man nicht unglücklich, Heinz! Die Schuld an dem schlimmen Ereignis liegt viel mehr auf meiner Seite als auf deiner, — warum sprang ich so sinnlos in das Messer? Außerdem ist mir jener unheilvolle Augenblick eine Quelle von so viel tiefinnerlichem Glück geworden, daß ich schon oft gemeint habe, Gott für den Verlust des Auges danken zu müssen, wenn es nicht frevelhaft wäre. Du hast also keine Verpflichtung mir gegenüber, Heinz, und es hieße deine aufopferungswolle Freundschaft für mich schlecht lohnen, wenn ich mich als Bleigewicht an dich hängen wollte. Ich weiß, daß deine Mutter unter den Töchtern der alten Familien Umschau nach einer passenden Frau für dich hält. Du bist der letzte des Hauptstammes der Grenings, — glaubst du wirklich, daß deine Eltern die Einwilligung zu einer Ehe ihres einzigen Sohnes mit einer namen- und besitzlosen Waise geben würden? Wir müssen uns darüber doch einmal klar werden, Heinz!“

„Also daher dein verändertes Wesen? Meine Mutter sucht eine Frau für mich!“ Er lächelte jetzt frei und heiter: „O, Dore, wie sollte auch Mutter an eine Ehe zwischen uns denken, die wir immer nur geschwisterlich vor ihren Augen miteinander verkehrt haben! Daß sie nur erst wissen, daß ihr Einziger keine andre Frau wie die kleine Dore lieben kann . . .“

„Eine Liebe, die dem Pflichtbewußtsein entspringt und auf Gewöhnung beruht?“

„Eine Liebe, die mit mir groß geworden und untrennbar verwachsen ist! Genügt dir die nicht? Kennst du eine bessere Liebe?“

„Eine bessere?“ — sie zuckte nervös die Schultern — „ich weiß nicht! Eine andre muß es aber doch wohl geben, — wenigstens fingen die Dichter von einer solchen.“

„Die du aber selbst nicht kennst, wie du zugibst. Nun, Dore, ich meine, wir können es getrost mit der unsern wagen; die andre, die du meinst, diese himmelhochjauchzend — zum Tode betäubte, die flöht mir Verdacht ein; sie ist sicher nicht so tief und rein und unvergänglich wie die unsre.“

„Aber vielleicht desto gebieterischer und ungestümer! Hältst du dich gefeit gegen sie?“

„Ja, wenn ich dich zur Seite habe!“ Und nun lachte er gerade heraus. „Dore, Dore, sträube dich nicht erst, es nützt doch alles nichts, meine Frau wirst du ja doch. Ich bin jetzt dreiundzwanzig, du einundzwanzig, — in zwei Jahren können wir heiraten.“

Sie ging auf seinen Ton nicht ein, energisch, beinahe trotzig hob sie den Kopf, und ein Zug innerlichen Bornes lag in ihrem Gesicht. Er sprach nur immer von sich, von seiner Absicht, sie zu heiraten, als ob er nur die Hand nach ihr auszustrecken brauchte. Daß sie einen eigenen Willen habe, schien er nicht zu wissen oder nicht gelten lassen zu wollen.

„Wenn ich aber „nein“ sage!“ warf sie hin.

Er sah sie maßlos erstaunt an. „Du würdest mich allen Ernstes ausschlagen können?“ Unter seinem durchdringenden Blick wurde sie unsicher, sie senkte den Kopf und schob nervös mit der Fußspitze die Kieselsteinchen auf dem Wege zusammen. Er lächelte nun wieder.

„Das glaube ich dir nicht, kleine Dore! Warum auch? Da du als meine Frau dein Leben genau so nach deinem Gefallen wirst einrichten können wie jetzt, wird die Ehe kaum eine nennenswerte Veränderung für dich sein —“

„Ich könnte ja überhaupt nicht heiraten wollen!“ stieß sie hervor.

„Das wäre eine Torheit, die ich nicht leiden würde, und die mit dem Tode deiner Tante und meiner Eltern ohnehin aufhören müßte, wir könnten danach als „unbeschädigte“ junge Leute doch unmöglich so nebeneinander weiterleben wie jetzt.“

Es ließ sich ihm nicht beikommen, er schlug sie auf allen Linien, und die ruhig überlegene Art, mit der es geschah, bewies ihr am besten, wie wenig sein innerstes Herz dabei beteiligt war. Ihr gräute vor seiner Vernunft, seiner Logik. Sie nahm alle Standhaftigkeit zusammen und spielte noch einen letzten Trumpf aus. „Wenn ich nun — einen andern heiraten wollte?“

Sein Blick glitt zornig erstaunt über sie dahin, dann bohrte sich sein Auge mit einem mißtrauisch forschenden Ausdruck in ihr Gesicht. Er war blaß geworden, nagte die Lippen, und es dauerte eine Weile, ehe er begann: „Ich weiß nicht, ob das nur so eine vage Bemerkung ist, aber vielleicht ist dies ganze Bestreben in einer ganz bestimmten Absicht in Szene gesetzt, — vielleicht willst du mich vorbereiten auf eine Überraschung von deiner Seite.“

„O, Heinz!“ Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nun, ich wüßte auch nicht, wie unsere alte Freundschaft bei solch einem Versteckenspiel auf ihre Rechnung kommen sollte. Aber wie dem auch sei, froh könnte mich die Aussicht deiner Verheiratung mit — einem anderen niemals machen, selbst wenn ich genau wüßte, daß du deinen Erwählten mit jener „anderen“ Liebe liebtest.“

Er hatte mit tiefer Bewegung gesprochen, und sie mußte sich abwenden, um verstohlen die Tränen zu trocknen, die er nicht sehen durfte. Schweigend gingen sie zusammen bis zum Hause, dann verabschiedete er sich von ihr, — er sei nicht aufgelegt zum Plaudern.

An demselben Nachmittage noch, als Heinz ausgeritten war, schritt sie zum Schloß hinüber, um mit Frau von Grening wegen Liddy Rücksprache zu nehmen.

Den Birkenhainer Grenings ging es nicht sonderlich gut. Der Oberst hatte in jungen Jahren Schulden gemacht, die er nur mit großen Opfern hatte tilgen können, und sein ältester Sohn war, um das Gut übernehmen und die Auszahlungen leisten zu können, gezwungen gewesen, sich Knall und Fall mit einer reichen,

blüherglückliche Dame zu verheiraten, — zum größten Dégout seiner adelstolzen Mutter. Frau von Grening auf Birkenhain tat sich auf ihre gräßliche Geburt viel zugute, — in Wahrheit war sie, die Waise, die nur von einer schmalen Pension lebte, einstmal hochbeglückt gewesen, als der junge Leutnant von Grening ihr seine Hand angeboten hatte. Man munkelte sogar von einer Vergangenheit der Komtesse, man wollte sie als Schulleiterin im Ausland gesehen haben. Natürlich wagte jetzt niemand, auch nur leise darauf hinzudeuten. Sie verstand es, sich eine Position zu schaffen, aber sie hatte mehr Anhänger unter den Herren als unter den Damen, und das stieß ihre Schwägerin auf Linsenwerder ganz besonders ab.

Seinz' Mutter war eine echte deutsche Frau, mit den schönsten, häuslichen Tugenden ausgestattet. Nichts war ihr mehr zuwider als Zweideutigkeit und geschnittene Bornehmheit.

„Das gefällt mir nicht, daß Heinz so intim mit Biddy verkehrt“, sagte sie auf Dore's behutsame Anfrage. „Sie ist hoffentlich eine tadellose junge Dame, aber sie soll und muß doch natürlich eine gute Partie machen, und wenn sie so anspruchsvoll und ehrgeizig geworden ist, wie sie es als Kind versprach, wird sie nicht geneigt sein, des Geldes wegen unter ihrem Stande zu heiraten wie ihr Bruder, und doch wird sie einmal Geld, viel Geld brauchen, — die Birkenhainer haben alle verschwenderische Neigungen. Ein großes Vermögen und ein alter Name sind aber nicht immer beisammen, es sollte mich doch sehr wundern, wenn sie oder wenigstens ihre kluge Mutter nicht Heinz daraufhin ansähen, ob er nicht vielleicht die erwünschte Partie sein könnte. Weißt du, Kind, die Sache behagt mir nicht, ich bin ja durchaus nicht unversöhnlich, ja, es würde mir sogar ein Gefühl der Erleichterung verursachen, wenn ich dazu beiträgen könnte, daß die beiden Brüder dereinst einmal ohne Groll gegeneinander aus dem Leben schieden, — aber Heinz sollte aus dem Spiele bleiben.“

„Aber die beiden jungen Leute könnten doch vielleicht . . . Zuneigung zueinander empfinden, Biddy von Grening ist sehr schön, Heinz hat ihr Bild bei sich.“

„Wie, mit ihrem Bild trägt er sich auch bereits?“ Die alte Dame war sehr unangenehm erstaunt. Dore fuhr rasch fort: „Heinz sagt, sie sei von vornehmer Gesinnung und so geistvoll wie schön. Vielleicht passen sie doch gut zusammen.“

Frau von Grening schüttelte energisch den Kopf. „Heinz ist der letzte seines Stammes, er soll keine so nahe Blutsverwandte heiraten und am allerwenigsten die Tochter der Frau Oberst von Grening auf Birkenhain.“

„Danach fragt nur leider die Liebe nicht!“ sagte Dore leise.

„D du, du bist natürlich Heinz' Anwalt“, lächelte Frau von Grening. „Du stehst auf seiner Seite, und wenn er die Tochter vom Schirrvogt heiraten wollte. Was Heinz wünscht, ist dir Gesetz. Ich möchte nur wissen, wie eure rührende Geschwisterliebe auf ihre Rechnung kommen wird, wenn so ein junges Frauchen zwischen euch steht.“

„Geschwisterliebe ist duldsam, liebe Tante.“
„Ja, aber die junge Frau vielleicht nicht.“
„Dann muß der Dritte, der überflüssige, das Feld räumen.“ Dore sagte es mit einem starren Lächeln.

„Na, weißt du, Kind, dann tun wir Alten uns mit dir zusammen, wie ziehen gemeinsam in das Wittwenhaus und lassen uns von dir um die Wette pflegen. Für uns eine herrliche Aussicht, — aber für dich . . .“

„Also Biddy darf kommen? Bitte, liebe Tante!“ Und Biddy kam.

Heinz hatte seine letzten Wochen abgedient, aber er war nicht wieder mit Biddy, die bei ihrem Bruder zum Besuch weilte, zusammengekommen, sie sollte erst acht Tage nach seiner Rückkehr in das Elternhaus dort eintreffen.

Heinz war wie gewöhnlich auch in dieser ersten Woche jeden Tag mit Dore zusammen gewesen, aber

das verhängliche Thema war nie wieder zwischen ihnen berührt worden, und auch Biddy's war nie wieder Erwähnung gechehen. Als Dore ihm den Erfolg ihrer Mission bei seiner Mutter berichtet hatte, war es wie ein Erschrecken über seine Züge gegangen, und einen Augenblick hatte es fast geschienen, als ob ihm die Erfüllung seines Wunsches nun gar nicht gelegen komme. Dann hatte ein tiefer Atemzug seine Brust gehoben. „Also sie kommt! — ich danke dir, Dore!“ — Das war alles gewesen, was sie seitdem über die Angelegenheit gesprochen hatten. Es war überhaupt nicht alles wie sonst zwischen ihnen; sie schienen die Rollen getauscht zu haben. Die Unrast, die Dore in letzter Zeit beherrschte hatte, war auf Heinz übergegangen, während sie äußerlich eine starre Ruhe zur Schau trug. Sie wußte, was ihr bevorstand, und rechnete damit; er blickte noch ins Ungewisse hinein und trug eine unbestimmte, vorahnende Bangigkeit mit sich herum, die ihn quälte und mit sich selber unzufrieden machte.

Dore war im Garten gerade damit beschäftigt, eine Marechal-Niel-Rose auf einen noch frisch im Saft stehenden Wildling zu pflanzten, als die Tante eifertig und wichtig mit der Nachricht von der Ankunft Biddy's zu ihr getrippelt kam. „Soeben ist der Jagdwagen vom Schlosse mit dem Birkenhainer Fräulein vorübergefahren“, berichtete sie. „Heinz kutscherte selber, — was für ein hübscher, stattlicher Junge er doch ist! — Weißt du, Dore, ich glaube, mit den jungen Leuten ist etwas im Spiel. Frau von Grening machte neulich so eine Andeutung über Besorgnisse, die sie hege . . . sie scheint nicht gerade entzückt, — aber die Biddy ist sehr hübsch und dabei eine Geze. Weißt du noch, wie sie dir die Pfirsiche als Kind wegnahmte, — einfach aus der Hand nahm sie sie dir und steckte sie selber in den Mund, und du liebest dir das ruhig gefallen. Du hast dir immer alles fortnehmen lassen, — ja, damals hattest du sogar dein Auge noch . . . Paß auf, sie kapert sich den Heinz.“

Dore antwortete nicht, sie bastelte mit Eifer an ihrem Rosenstamm.

An diesem Tage ging sie nicht mit der Tante zur bestimmten Stunde nach dem Schloß hinüber. „Sie feiern Verjöhnung, und da sind Fremde überflüssig“, erklärte sie der alten Dame, und die war mit allem einverstanden, was ihre Dore für gut fand.

(Fortsetzung folgt.)



Es gibt nichts Ausgefalleneres, als wenn ein Stahlkopf etwas haarschraubend findet. Gertrud Wolff-Girschberg.

Wie der Korpsbrüdertrain Weihnachten feierte.

Nachstehender Originalbericht wurde uns von einem Abonnenten unseres Blattes, der aber einer Verwundung wegen dem Krieg fernbleiben muß, zur Verfügung gestellt.

Es mag eigentümlich und sonderbar klingen, aber ein so ergreifendes Weihnachtsfest wie dieses Jahr auf Frankreichs Erde haben wir noch nicht erlebt.

Nach langen, schweren Regentagen schien zum erstenmal am Heiligabend die Sonne und vergoldete mit ihren Strahlen die entlaubten Bäume des herrlichen Schlossparkes von D.; spiegelte sich wider in den blinkenden Wässern und tauchte unter gegen Abend in einen leichten Nebel. Dann leuchteten die ewigen Sterne vom stahlblauen Himmel nieder auf die schweigende Erde, kein Laut zu hören, selbst der unerbittliche Geschühdonner, „der Abendsegen“, ist verhallt.

Da lönen durch die heilige Stille Gesänge deutscher Landwehrmänner auf dem Schloßhof, die ewig schönen lieben Weihnachtslieder klingen, die die Seele des Mannes wie des Kindes immer wieder mit dem gleichen Gauber umfassen.

Eine weißevolle Stimmung bringt in aller Herzen und in freudiger Erwartung strahlend poltern auf den erhaltener

Befehl die rauhen Kriegsmänner in die mit Tannenzweigen und Lorbeergrün an den Wänden geschmückten Festräume des gräflichen Schlosses, dessen einstiger Besitzer im Jahre 1870 als gefangener Husarenoffizier in deutschen Landen in die deutsche Weihnacht einen staunenden Blick getan haben mag. Auch ihn mußte etwas von deutschem Wesen erfasst haben, denn in seiner Familie ist es kein Fremdling gewesen.

Das stimmungsvolle Dunkel des Festraumes wird nur durchbrochen vom Kerzenschimmer des Tannenbaums und zweier fünfarmiger Leuchter. Der jüngste Leutnant hat sich ans Klavier gesetzt, und „Wir beten an die Nacht der Liebe“ klingt es hell und rein durch den dämmrigen weiten Raum; selbst tief ergriffen hält der Kommandeur eine ergreifende Ansprache, die von den Lieben in der Heimat anhebt, von der Liebe des ganzen deutschen Vaterlandes spricht, das seinen tapferen Söhnen so reiche Gaben zum Fest gesandt und sie beschenkt hat, fast überreich, wie kaum jemals in der Heimat für diese die stehende Hand der Angehörigen es vermochte, und die in drei brausenden Hurras ausklingt auf den Landesherren, den Großherzog und den obersten Kriegsherrn.

Dann vollzieht sich in soldatischer Ruhe und Ordnung die Gabenverteilung, zu der das Offizierkorps noch einen Weihnachtspunsch hinzugefügt hatte. Ein frohes heimatlisches Lied beschließt die erhebende Feier. Beglückt ziehen die reichbepackten Soldaten in ihre Quartiere und feiern dort im Kreise ihrer französischen Quartierwirte beim eigenen Tannenbäumchen von neuem bis in die tiefe Mitternacht.

Vielleicht ebenso ergreifend war das, was am ersten Feiertagmorgen folgte. Da stand wieder im Lichterschein der deutsche Weihnachtsbaum in dem dämmerigen, mit dem dunklen Tannengrün ausgeschlagenen Raume in der ersten Frühe des Tages, und in dieses feierliche Halbdunkel starren befangen die weit offen fragenden Augen der eingeladenen kleinen Franzosenkinder. Nachdem die erste Überraschung vorüber und der Zuspruch sie zutraulich gemacht, gibt's ein Flüstern und Raunen, und dann geht's über die Kuchenteller her, so viel die kleinen Häufte fassen wollen, und dann singen die Kinder das Christlied von dem „Enfant divin“, das uns heute geboren, und dann kommt auch der erstaunte Curé, und der Kommandeur hält eine Ansprache, die von baldigem Frieden spricht und die Kränzen der Mütter versiegeln läßt. Der Curé bedankt sich, und auch der bewegliche und freundliche Herr Maire läßt es an überströmenden Dankesworten nicht fehlen dafür, daß wir der armen Kleinen so freigeigig gedacht hätten.

Diesem hatte das Fest so gut gefallen, daß sie am anderen Tage nach dem Gottesdienst, bei dem der Curé inmitten seiner Gemeinde den deutschen Kriegsknechten deutsche Gebete sprach, wieder vor dem Schloß erschienen und eine Wiederholung der Bescherung erhofften.

Nicht zum erstenmal liegen wir in dem schönen Schloß in O., und mit freudestrahlenden Blicken haben die Dorfbewohner die waderen Landwehrgenossen neuerlich zurückkommen sehen, die sich so ganz anders betragen, als man ihnen vorausgesagt hatte, und sich so vorteilhaft von den Engländern unterscheiden. Überall begegnen wir freundlichen Gesichtern. Alles grüßt, und wenn es richtig ist, daß, wer die Jugend hat, der Zukunft sicher ist, dann können diese blonden Nordfranzosen sich ganz gut germanisieren lassen, wozu selbst der kluge Maire schon gute Mienen macht. In seinem Keller liegt noch sehr viel guter, alter französischer Rotwein, den er freigeigig herausrückt und der uns Kaisers Geburtstag hat feiern helfen müssen.

Und wenn wir durch das kleine Städtchen Ham reiten, dann springen auch hier die Mädels an die Ladenfenster und grüßen uns militärisch, die Hand an die Loden gelegt. Also auch im Städtchen die beste Aussicht für die Zukunft.

Ob wir hier die Friedensglocken hören werden?

Zum Schluß interessiert es vielleicht noch, zu erfahren, daß der General French in unserem Schloße während der schönen Sommertage sein Hauptquartier hatte, und es ihm nur mit äußerster Not gelang, den in das Dorf einsprengenden preussischen Männen durch den hinteren Park zu entweichen. In der Eile hat er aber doch ein kostbares Kleinod mitzunehmen vergessen, seinen Kommandostab, auf dem die Worte eingegrägt sind: „Souvenir of Waterloo“, und den wir in seinem Schlafzimmer erbeutet haben. Es ist zwar nur ein ganz einfacher, schmuddloser Haselnußstock, aber sicher wohnt in ihm eine geheimnisvolle Kraft. Man ist jedenfalls fest davon überzeugt, daß das Fehlen des Stabes in der Hand des Generals French und die englischen Niederlagen in Flandern im Zusammenhang stehen. . .

Htzm.

Aus der Kriegszeit.

Der Kriegsfreiwillige.

(Nach einem wirklichen Vorgang aus den Ostkämpfen.)

Ein junges Blut steht stramm wie ein Pfahl,
Haken zusammen vorm General.
„Name? Wie alt?“ — „Fast neunzehn Jahr.“
„So, so! Nun erzähle mal, wie es war.
Wohl Kriegsfreiwilliger?“ — „Ja Befehl!“
„Gut! — Nun erzähl!“
„Ich war als Kellner in Stellung und ging
Freiwillig los, als der Krieg anfang,
Wurde auch endlich angenommen
Und ausgebildet sieben Wochen hindurch,
Dann sind wir vor den Feind gekommen
Mit Etzellenz von Hindenburg.
Vor uns die Russen in übermacht,
Wir eingegraben. Es hat gekracht
Von Maschinengewehren und Batterien,
Blieger surrten über uns hin.
Da lagen wir. Wie Raubtierkathen
Schlug uns der Granaten eiferes Plagen.
Keinen Schritt vorwärts, keinen zurück,
Unsere Füße stehen im blutigen Schlid.
Und keine Hilfe. Wir sind allein,
Weit vorgeschoben — ganz allein.
Der Hauptmann fällt. Die Leutnants liegen
Im Blut und Fehen. — Der Feind soll siegen?
Wer hat das Kommando? — Ein Bizefeldwebel
Springt und ruft und hebt den Säbel
Und fällt, noch röhelnd: Vorwärts, Vorwärts!
Uns steht das Herz —
Keinen Chergierten mehr —
Und alle Patronentaschen leer,
Ganz zerfchossen die Kompagnie. —
Und der Feind rückt an!
Da denk ich: Weichen? Zurückgeb'n? — Nie!
Helfe, wer kann!
Auf spring ich. Tot liegt der Hauptmann am Graben.
Seinen Degen, den muß ich haben.
Den reiß ich heraus, er blüht in der Sonne —
Leute, ich führe die Kolonne!
Sprung! marsch! vorwärts!
Das gibt ein Klettern, ein Klirren, ein Fluchen,
Alle heraus aus dem Schützengraben.
Aber Patronen müssen wir haben! —
Niederwerfen! Patronen suchen! —
Rings ist das Feld von Brüdern besät,
Die der eiserne Hagel gemächt.
Gern geben die Wunden, gern geben die Toten —
Aus ihrem Vorrat die tödlichen Voten.
Habt ihr?“ — Feuer! — Nur rubig zielen!
Einen trifft's doch von den vielen, vielen.
Vorwärts! Entgegen dem feindlichen Stoß!
Hurra! Hurra! Und drauf und los!
Wenn auch die blutigen Bäche rinnen —
Ausgehalten! Zeit und Boden gewinnen! —
So hielten wir, bald stürmend, bald wehrend,
Die Russen auf, ihre Reihen verbeerend,
Ohne Artillerie, sechs Stunden und mehr;
Eine Kompagnie — und vor uns ein Heer,
Sechs Stunden im Feuer und hielten den Platz,
Und — endlich! — am Abend kam Entsch.
Todmüde schliefen wir dann die Nacht,
Anderer haben für uns gemacht.
Aber im Traum hört' ich noch immer
Das surrende Saufen, das Todesgewimmer.

Der Junge steht stramm wie ein eigener Pfahl,
In tiefen Gedanken der General.
Der legt seine Hand auf die Schulter des Soldaten;
„Morgen wirst du dich wieder melden
Vor der Front bei mir,
Aber mit Tressen als Unteroffizier!
Und das Eiserne Kreuz verbürg' ich dir.
Wagtretet!“ — Ein Rud, daß die Viele kracht. —
Und morgen geht's wieder in die Schlacht.

J. A. H. L. e m a n n, Gr. Mausdorf.

Der Kamerad. In Nr. 7 der in Laon erscheinenden „Kriegszeitung“ finden wir folgende warmherzige Betrachtung: Wir Deutschen sungen gern. Es scheint, als ob unsere

Seele in Stunden tiefer Bewegung erst Ruhe fände, wenn wir unseren Schmerz, unsere Freude im Liede ausgedrückt! Ich ging neulich an einem Lazarett vorüber. Die Kranken fangen. Junge Kriegsfreiwillige gingen unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ zum Sturm vor; so lasen wir in dem amtlichen Bericht, und wir schämten uns der Träne nicht, die sich uns dabei ins Auge stahl. Unsere Soldatenlieder sind verschieden, je nach dem Alter, in dem wir stehen. Der Freiwillige singt mehr Kriesslieder, der alte Bandwehmann mehr Heimalieder. Aber ein Lied singen wir alle, ob jung, ob alt: „Ich hatt' einen Kameraden“. Das ist das Lied des deutschen Soldaten, das Lied der Kameradschaft, das Lied der Treue. Und es ist das Lied des Krieges! Was wußten wir im Frieden, was ein Kamerad ist! Jetzt wissen wir's alle. Der Kamerad ist der Bruder, der mit uns den letzten Bissen teilt; der Kamerad ist der Freund, der uns warnt, der uns anspricht, der mit uns in stillen Stunden von der Heimat träumt. Und der Kamerad ist der Vater, der uns verwundet mit starkem Arm aus dem Gefecht trägt, uns sorgsam bettet wie ein Kind, und uns, wenn's sein muß, die Augen zudrückt zum letzten Schlummer. Darum klingt uns auch kein Wort so traut, so weich wie das Wort „Kamerad“. Und doch: kein Wort so hart, so stählern für einen rechten deutschen Soldaten, kein Wort, das solche Kraft von sich ausstrahlte, wie das Wort „Kamerad“. Ja, sprich es nachdenklich aus, dieses einfache Wort, und du wirst — so du ein rechter Deutscher bist — erschauernd die Tiefe fühlen, die in ihm steckt. Du siehst nicht nur vor dir die Hunderttausende, die jetzt ausgezogen sind zu Deutschlands Schutz und Deutschlands Ehre. Du siehst im Geiste auch all die Millionen, die früher Haus und Hof und Weib und Kind verlassen, zum Schutze des deutschen Herdes, der deutschen Scholle; längst tot, und doch so lebendig, eine stolze, eine unabsehbare Schar — und alle Kameraden! Du siehst die Sturmkolonnen von Epichern und Wörth, hörst die brausenden Hurrarufe der Helden von Bionville, siehst die zerschossene Fahne unter dem Berge von Leichen der Sieger von Gravelotte. Und weiter blickst du. In die Zeit der Freiheitskriege. Und du siehst Kopf an Kopf, Männer und Frauen, ihr Geld, ihren Trauring, ihr Haar, ihr Leben, alles opfern fürs Vaterland. Und Fichte grüßt dich mit ernstem Neigen, und der Kraftgesang von Ernst Moritz Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, — Der wollte keine Knechte“, umbraust dich. Und Rühmow wilde verwogene Jagd stürmt an dir vorüber. Und ganz weit in der Ferne der alte Fritz mit seinen Grenadieren, und die Sieger von Rossbach, und die frommen Kämpfer von Leuthen — und alle Kameraden! Und du fühlst auf einmal, wie du es vielleicht noch nie gefühlt, was es heißt, ein Deutscher zu sein; fühlst aber auch die ganze lastende Schwere, ein Hüter ihres Erbes, ein Kamerad solcher Kameraden zu sein! Und ein eiserner Wille faßt dich, ihrer wert zu werden. Und ein Gedanke besetzt dich, zu siegen, oder aber so zu sterben, daß du die Grabinschrift dir verdienst, die man auf jedes ihrer Gräber setzen könnte, und die den höchsten Stolz eines rechten deutschen Soldaten bildet:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.“

Wie die Engländer sich in Frankreich einnisten. „Jedermann, der Hazebrouck vor dem Kriege sah und der es heute wieder besucht, fragt sich, ob er träumt oder ob es möglich ist, daß dies dieselbe Stadt sein soll.“ So stellt ein Berichterstatter des „Daily Chronicle“ die durchgreifende Verwandlung des ganzen Lebens in diesem Teile Frankreichs fest, die mit zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des Krieges gehöre. Er macht diese Feststellung voll Stolz; aber es dürfte fraglich sein, ob die Franzosen seine Schilderung mit dem gleichen Gefühle lesen werden. „Vor dem Kriege war Hazebrouck eine typische kleine Stadt Nordfrankreichs“, so heißt es in der Schilderung weiter, „ganz aus Backsteinen gebaut, halb Industrie, halb Ackerbaustadt, selbstzufrieden und vor allem friedlich. Heute ist dieser kleine Winkel französischen Bodens ein militärisches Zentrum voll fieberhafter Lebendigkeit geworden; aber was noch erstaunlicher ist, nicht die französische Uniform sieht man auf den Straßen, sondern überall nur das englische Khaki. Hazebrouck ist englisch. Man kann es nicht leugnen. Es ist tausendmal mehr englisch als französisch im gegenwärtigen Augenblick. Wohin man seine Augen wendet, man sieht nur britische Freiwillige und Londoner Autobusse. Als diese letzteren von England ankamen, erinnerten sie sich stark an Piccadilly und Strand, sie waren über und über mit modernen Neffamen bedeckt und sahen gar nicht nach dem

Kriege aus. Heute haben sie eine Umwandlung erfahren, sie weisen nur noch ein nüchternes Stahlgrau auf. Wir treten einen Augenblick in ein Kaffeehaus. Es ist voll von englischen Soldaten. Tommy hat schnell die Vorzüge des französischen Kaffeehaussystems begriffen und war davon augenscheinlich so entzückt, daß es nötig wurde, den Soldaten den Besuch vor 10 Uhr morgens und nach 6 Uhr abends zu verbieten. Plötzlich ertönt eine Explosion, und alle stürzen aus dem Kaffeehaus auf die Straße. Was ist los — Tauben? Ja, es war eine Taube, oder vielmehr es waren drei, die in großer Höhe dahinflogen. Es fällt noch eine Bombe, und noch eine dritte. Die Explosionen scheinen in der Nähe der Station stattzufinden. Die Tauben wenden nach Nordosten, zwei englische Flieger haben sich zu ihrer Verfolgung aufgemacht. Wir gehen zur Station und finden, daß ein paar Häuser getroffen und beschädigt sind. Tot oder verwundet ist niemand.

Wie der Krieg die Technik fördert. Es ist bekannt, in welchem Maße die besonderen und nicht vorhergesehenen Bedingungen des jetzigen Krieges die Erfindung neuer Angriffs- und Abwehrwaffen gefördert hat. Daß aber auch die Privatindustrie sich den ungewöhnlichen Anforderungen, die der Krieg gezeitigt hat, in hohem Maße anpassen und sogar Anregungen daraus schöpfen konnte, dafür wird in dem neuen Heft der Wochenschrift „Plutus“ ein bezeichnendes Beispiel angeführt. Der Mangel an Petroleumvorräten hat dazu geführt, daß im großen Umfang elektrische Beleuchtungsanlagen geschaffen worden sind; besonders hat auf dem flachen Lande eine außerordentlich rege Tätigkeit in solchen Neuanlagen eingesetzt, die den überlandzentralen neue bedeutende Absatzgebiete erschlossen haben. Erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wurde aber eine weitere Tätigkeit in dieser Richtung dadurch, daß einige der wichtigsten Bedarfsartikel der elektrotechnischen Industrie, Kupfer und Gummi, knapp geworden waren, weil die Einfuhr stockt und weil die vorhandenen Vorräte für den staatlichen Bedarf vorbehalten sind. Hier zeigte sich nun die Anpassungsfähigkeit und Schulung unserer elektrotechnischen Wissenschaft im hellsten Lichte. Man machte Versuche, anstatt des Kupfers Eisen zu verwenden und die Gummiisolation durch Papier zu ersetzen. Diese Versuche sind völlig geglückt. Der Verband Deutscher Elektrotechniker hat „in Berücksichtigung der zurzeit vorliegenden Verhältnisse“ Normalien geschaffen für Manteldrähte mit Papierisolation, für Niederspannungsanlagen in trockenen Räumen zur erkennbaren Verlegung, die es ermöglicht, den Leitungsverlauf ohne Aufreißen der Wände zu verfolgen. Die Leiter dieser Manteldrähte bestehen aus vernickeltem weichen Eisen. Dieser Erfolg, einer unter vielen, ist ein Symptom für den in Deutschland herrschenden Geist, der, um das Durchhalten und den Sieg zu ermöglichen, nicht etwa die Wissenschaften während des Krieges schweigen, sondern sich vielmehr von ihm zu schöpferischen Taten begeistern läßt.

Die neuesten Frühjahrsjaden und -mäntel passen sich so ziemlich den letzten Neuheiten der Winterfaison an. Die Jaden sind kurz, halb- oder dreiviertellang, glodig im Schoß und in der Hüftgegend ebenfalls wieder durch Gürtel gehalten. Vereinzelt Modelle werden uniformmäßig im Rücken anliegend gearbeitet und zeigen dann stets schmale absteckende Westenteile, mit eichelförmigen oder großen runden Angelnöpfen geknüpft. Als weitere Garnitur dient an ihnen nur Säumenarbeit und Tresse, während an den losen Formen Posamenten, Verzahnungen, Knöpfe, Tresse, Seide, Rips und Samt in vielen Abweichungen verwendet werden. Klapp-ausschläge und Schalfragen zeigen sich neben geschlossenen Modellen mit Stehumslegfragen, so daß für jeden Geschmack gesorgt ist. Auch Taschen sind wieder vielfach vorhanden, wenngleich nicht selten auch nur durch aufgesetzte Patten markiert. In Mänteln ist die Auswahl besonders groß. Neben dem langen Frauenmantel, vorwiegend in Schwarz oder Tiefdunkelblau gehalten, in Alpaka, Rips, Moiré und seidnem Gitterstoff mit Spitzenfragen oder auch völlig durch Spitzen verschleiert, ist namentlich der Mantel für junge Damen sehr abwechslungsreich gehalten. Meist nur dreiviertellang, wird er in Seide, Halbseide, Taft, Gokienne, Surah, Waschseide und Alpaka gezeigt, besonders reizvoll mit einer vorn aufsteigenden, sich also verkürzenden Pelzlinie ausgestattet, die von großer Kleidsamkeit ist. Auch diese Mäntel zeigen große Taschen, weiten, glodigen Fall oder eingelegte Falte.